

# GUILLAUME MUSSO

Eine  
Geschichte,  
die uns  
verbindet

Roman

**SPIEGEL  
Bestseller-  
Autor**

PENDO

Guillaume Musso

Eine Geschichte, die uns verbindet. Roman

Aus dem Französischen von Eliane Hagedorn und Bettina Runge (Kollektiv Druck-Reif)

ISBN: 978-3-86612-484-4

Erscheint am 31.05.2021

© Pendo Verlag in der Piper Verlag GmbH, München

Leseprobe

## Die walisische Romanautorin Flora Conway, Trägerin des Franz-Kafka-Preises

AFP, 20. Oktober 2009

**Die äußerst publikumsscheue neununddreißigjährige Romanautorin wird mit dem angesehenen Preis ausgezeichnet, der alljährlich für das Gesamtwerk einer Autorin oder eines Autors vergeben wird.**

Flora Conway, die unter einer Sozialphobie leidet und Menschenansammlungen, Reisen und Journalisten aus tiefstem Herzen verabscheut, war an diesem Dienstagabend nicht nach Prag gereist, um an der Zeremonie im Rathaus der Stadt teilzunehmen.

An ihrer Stelle nahm ihre Verlegerin Fantine de Vilatte den Preis entgegen - eine kleine Kafka-Statue aus Bronze und das Preisgeld in Höhe von zehntausend Dollar. „Ich habe soeben mit Flora telefoniert. Sie bedankt sich sehr herzlich. Dieser Preis ist ihr eine besondere Freude, da das Werk Kafkas ein nie versiegender Quell der Bewunderung, der Reflexion und Inspiration für sie ist“, versicherte Mme de Vilatte.

Der von der Franz-Kafka-Gesellschaft gemeinsam mit der Stadt Prag verliehene Preis wird seit 2001 von einer internationalen Jury vergeben. Zu den Preisträgern zählen Philip Roth, Václav Havel, Peter Handke oder auch Haruki Murakami.

Flora Conways 2004 erschienener erster Roman, *The Girl in the Labyrinth* rückte sie ins Rampenlicht der Literaturszene. Das in mehr als zwanzig Sprachen übersetzte und von der Kritik sofort als Klassiker gefeierte Werk schildert das Leben mehrerer New Yorker am Tag vor dem Terroranschlag auf das World Trade Center. Alle begegnen sich im *Labyrinth*, einer Bar an der Bowery, in der Flora Conway vor der Veröffentlichung ihres Romans selbst als Kellnerin gearbeitet hatte. Es folgten zwei weitere Titel, *The Equilibrium of Nash* und *The End of the Feelings*, die ihren Ruf als bedeutende Romanautorin des frühen 21. Jahrhunderts festigten. In ihrer Dankesrede freute sich Fantine de Vilatte im Übrigen darüber, das baldige Erscheinen eines neuen Romans der Autorin ankündigen zu können. Diese Information verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der literarischen Welt, so sehr gilt das Erscheinen eines neuen Conways als bedeutendes Ereignis.

Ohne je ein Geheimnis um ihre Person gemacht zu haben, trat Flora Conway nie im Fernsehen auf, nahm niemals an einer Rundfunksendung teil, und ihr Verlag verwendete stets dasselbe Foto von ihr.

Bei jeder Neuerscheinung begnügte die Autorin sich damit, homöopathisch dosiert, einige Interviews per E-Mail zu geben. Mehrfach erklärte Ms Conway, sich von den Zwängen und Heucheleien des Ruhms befreien zu wollen. In einer Kolumne des *Guardian* erklärte sie kürzlich, sie weigere sich, am Medienzirkus teilzunehmen, den sie verabscheut, und sie fügte hinzu, sie schreibe Romane, um eben „dieser von Bildschirmen dominierten, intelligenzlosen Welt zu entfliehen“.

Dieser Entschluss entspringt einer Haltung, die sie mit anderen zeitgenössischen Künstlern teilt, wie Banksy, Invader, der Gruppe Daft Punk oder auch der italienischen Romanautorin Elena Ferrante, für die die Anonymität ein Mittel ist, das Werk und nicht den Künstler in den Vordergrund zu stellen. „Sobald mein Buch erschienen ist, genügt es sich selbst“, bekräftigte Flora Conway.

Sicherlich hatten einige Beobachter gehofft, die Verleihung des Kafka-Preises würde die Schriftstellerin dazu bewegen, ihren New Yorker Schlupfwinkel zu verlassen. Doch auch dieses Mal mussten sie sich leider eines Besseren belehren lassen.

Blandine Samson

## DAS MÄDCHEN IM LABYRINTH

## Kapitel 1

### Versteckt

#### 1.

Brooklyn, Herbst 2010

Vor einem halben Jahr, am 12. April 2010, wurde meine dreijährige Tochter Carrie Conway entführt, als wir beide in meiner Wohnung in Williamsburg Verstecken spielten.

Es war ein schöner Nachmittag, hell und sonnig, wie New York im Frühling viele zu bieten hat. Getreu meiner Gewohnheit hatte ich Carrie zu Fuß von ihrer Vorschule abgeholt, der Montessori School am McCarren Park. Auf dem Rückweg hatten wir bei *Marcello's* haltgemacht, um ein Früchtekompott und ein Cannolo, sizilianisches Gebäck mit Zitronenfüllung, zu kaufen. Während Carrie beides verspeiste, hüpfte sie fröhlich neben ihrem Buggy her.

Als wir zu Hause ankamen, am Eingang des Lancaster Building, Berry Street 396, schenkte der neue Portier, Trevor Fuller Jones, der erst seit knapp drei Wochen hier Dienst tat, Carrie einen Honig-Sesam-Lutscher, allerdings verbunden mit dem Versprechen Carries, ihm davon noch etwas übrig zu lassen. Dann meinte er, es sei doch ein großes Glück, eine Schriftstellerin als Mama zu haben, weil sie ihr sicher beim Zubettgehen schöne Geschichten erzählte. Lachend wies ich ihn darauf hin, dass er, um so etwas sagen zu können, wohl noch nie einen Blick in einen meiner Romane geworfen habe, was er auch zugab.

„Das stimmt, ich habe keine Zeit zum Lesen, Mrs Conway“, behauptete er.

„Sie nehmen sich nicht die Zeit, Trevor, das ist nicht dasselbe“, antwortete ich ihm, während sich die Aufzugstüren schlossen.

Wie es unser bewährtes Ritual verlangte, hob ich Carrie hoch, damit sie auf den Knopf für die sechste und oberste Etage drücken konnte. Die Kabine setzte sich mit einem metallischen Knarren in Bewegung, das uns beide inzwischen nicht mehr erschreckte. Das Lancaster war ein altes Gebäude in Gusseisen-Architektur, das gerade renoviert wurde. Ein

unglaublicher Palast mit großen, von korinthischen Säulen umrahmten Fenstern. Früher hatte es einmal als Lager für eine Spielzeugfabrik gedient, die es seit Anfang der 1970er-Jahre nicht mehr gab. Aufgrund der Deindustrialisierung war das Gebäude beinahe dreißig Jahre lang leer gestanden, bis man es schließlich zum Wohnhaus umbaute, als es Mode wurde, in Brooklyn zu wohnen.

Sobald wir die Wohnung betraten, zog Carrie ihre kleinen Turnschuhe aus, um in ihre hellrosa Hausschuhe mit Bommeln zu schlüpfen. Sie folgte mir zur Stereoanlage, schaute zu, wie ich eine Schallplatte auflegte – das Klavierkonzert in G-Dur von Ravel – und den Tonabnehmer beim zweiten Satz aufsetzte. Vor Vorfreude auf die Musik, die gleich ertönen würde, klatschte sie in die Hände. Anschließend hing sie einige Minuten an meinem Rockzipfel, während sie wartete, bis ich die Wäsche fertig aufgehängt hatte, um mich dann zum Versteckspielen aufzufordern.

Es war mit Abstand ihr Lieblingsspiel. Ein Spiel, das eine große Faszination auf sie ausübte.

In ihrem ersten Lebensjahr beschränkte sich das Spiel „Kuckuck, wo bin ich“ für Carrie darauf, ihre kleinen Hände mit gespreizten Fingern vor die Augen zu halten, sodass diese nur halb verdeckt waren. Ich verschwand für wenige Sekunden aus ihrem Blickfeld, bis mein Gesicht wie durch Zauberei wieder vor ihr auftauchte, woraufhin sie in lautes Lachen ausbrach. Mit der Zeit hatte sie schließlich das Prinzip des sich Versteckens in ihr Spiel integriert. Sie verkroch sich hinter einem Vorhang oder unter einem niedrigen Tisch. Immer jedoch schaute ein Stück ihres Fußes, ein Ellenbogen oder ein nur halb angewinkeltes Bein heraus, um ihre Anwesenheit zu signalisieren. Gelegentlich, wenn sich das Spiel zu lange hinzog, wedelte sie sogar mit der Hand, damit ich sie schneller fand.

Je größer sie wurde, desto komplexer wurde das Spiel. Carrie hatte sich andere Zimmer der Wohnung erschlossen, was die Möglichkeiten vervielfachte: hinter einer Tür kauern, zusammengerollt in der Badewanne, unter der Bettdecke verborgen, flach unter ihrem Bett liegend.

Auch die Regeln hatten sich verändert. Das Verstecken war inzwischen eine ernste Angelegenheit.

Bevor ich sie zu suchen begann, musste ich mich nun zur Wand drehen, die Augen schließen und laut und deutlich bis zwanzig zählen.

Genau das tat ich an diesem Nachmittag des zwölften April, während die Sonne hinter den Wolkenkratzern strahlte und die Wohnung in einem warmen, fast unwirklichen Licht badete.

„Nicht schummeln, Mum!“, schimpfte sie, obwohl ich das Ritual genau befolgte.

Die Hände vor den Augen, begann ich, in meinem Zimmer laut zu zählen, nicht zu langsam, nicht zu schnell.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf ...“

Ich erinnere mich genau an das gedämpfte Geräusch ihrer kleinen Schritte auf dem Parkett. Carrie hatte den Raum verlassen. Ich hörte, wie sie das Wohnzimmer durchquerte, den Eames-Sessel zur Seite schob, der vor der großen Glaswand thronte.

„... sechs, sieben, acht, neun, zehn ...“

Alles war gut. Meine Gedanken schweiften ab, getragen von den kristallklaren Klängen, die aus dem Wohnzimmer herüberkamen. Meine Lieblingsstelle in diesem Adagio. Der Dialog zwischen Englischhorn und Klavier.

„... elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn ...“

Eine lange dahinperlende musikalische Phrase, die mit einem sanften Regen verglichen worden war, gleichmäßig und ruhig.

„... sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig.“

Augen auf.

## **2.**

Ich öffnete die Augen und verließ den Raum.

„Achtung, aufgepasst, Mummy kommt!“

Ich ließ mich auf das Spiel ein. Lachend übernahm ich die Rolle, die sie von mir erwartete. Ich lief durch die Zimmer und kommentierte scherzend meine Versuche: „Unter den Kissen, keine Carrie ... hinter dem Sofa, keine Carrie ...“

Psychologen behaupten, dass Versteckspiele eine pädagogische Bedeutung haben: Sie sind eine Möglichkeit, das Kind auf positive Weise mit Trennung experimentieren zu lassen.

Durch die Wiederholung dieser temporären und spielerischen Entfernung soll das Kind die Stärke der Bindung zu seinen Eltern erfahren. Um seine Wirkung zu entfalten, muss das Spiel nach einer echten Dramaturgie funktionieren und innerhalb kurzer Zeit eine breite Palette an Emotionen liefern: Aufregung, Erwartung und einen Hauch von Angst, die jedoch bald der Freude des Wiedersehens weichen.

Damit sich alle diese widersprüchlichen Gefühle entfalten können, muss das Vergnügen eine Weile andauern, und die Spannung darf nicht zu schnell aufgelöst werden. Natürlich wusste ich meistens, wo Carrie sich versteckt hatte, noch bevor ich die Augen wieder öffnete. Dieses Mal jedoch nicht. Und nach zwei oder drei ein wenig theatralischen Minuten beschloss ich, nicht länger so zu tun als ob, sondern ich begann, sie zu suchen. Wirklich zu suchen.

Auch wenn die Räumlichkeiten weitläufig sind – eine Art großer Glaswürfel mit zweihundert Quadratmetern in der Westecke des Gebäudes –, sind die Versteckmöglichkeiten dennoch nicht unbegrenzt. Ich hatte die Wohnung einige Monate zuvor gekauft und dafür meine gesamten Tantiemen investiert. Der Ansturm auf das zu Appartements umgebaute und sanierte alte Lancaster Building war groß gewesen, und obgleich die Arbeiten noch längst nicht abgeschlossen waren, war die Wohnung, die ich im Blick hatte, bereits die Letzte, die noch zum Verkauf stand. Gleich bei der ersten Besichtigung hatte ich mich in das Ambiente verliebt, und um die Wohnung zu bekommen und möglichst schnell einziehen zu können, sogar akzeptiert, dem Bauträger ein Schmiergeld zu zahlen. Sofort nach dem Einzug hatte ich sämtliche Wände einreißen lassen, um ein Loft mit honigblondem Parkettboden und minimalistischer Einrichtung zu erhalten. Die letzten Male, als ich mit Carrie gespielt hatte, war es ihr gelungen, ausgeklügelte Verstecke zu finden: erfindungsreich war sie hinter den Wäschetrockner oder in den Besenschrank geschlüpft.

Geduldig, wenn auch inzwischen ein wenig ungehalten, suchte ich sie weiter in allen Ecken und Winkeln, hinter jedem Möbelstück. Dann begann ich von vorn. In meiner Hektik stieß ich gegen die Eichenkonsole, auf der die Schallplatten und der Plattenspieler standen. Dadurch sprang der Tonabnehmer aus der Rille, die Musik verstummte, und der Raum war in Stille getaucht.

In diesem Augenblick bekam ich ein flaes Gefühl im Magen.

„Es ist gut, mein Schätzchen, du hast gewonnen. Komm jetzt bitte aus deinem Versteck!“

Ich eilte in den Vorraum, um die verstärkte Eingangstür zu überprüfen: sie war doppelt abgeschlossen. Der Schlüssel, der an einem Bund hing, steckte im oberen Schloss, also außerhalb der Reichweite eines Kindes.

„Carrie! Komm aus deinem Versteck, habe ich gesagt, du hast gewonnen!“

Mit aller Vernunft, zu der ich fähig war, versuchte ich, die Panik, die mich zu überwältigen drohte, unter Kontrolle zu halten. Carrie *musste* in der Wohnung sein. Da der Schlüssel im Schloss steckte, konnte die Tür auch mit einem Zweitschlüssel nicht von außen geöffnet werden. Die Fenster konnte man seit der Renovierung des Gebäudes nicht mehr öffnen. Also hatte weder Carrie die Wohnung verlassen, noch hatte jemand anderes sie betreten können.

„Carrie! Sag mir, wo du bist.“

Ich war außer Atem, als sei ich durch den halben Central Park gerannt. Auch wenn ich den Mund öffnete, um Luft zu holen, drang diese nicht bis in meine Lunge vor. Das ist doch unmöglich. Man kann nicht bei einem Versteckspiel in der Wohnung verschwinden. Es ist ein Spiel, das immer gut endet. Das Verschwinden ist eine symbolische und vorübergehende Inszenierung. Anders kann es nicht sein. Dies ist in der DNA des Spielkonzepts verankert: Man akzeptiert dieses Spiel nur, weil man die Gewissheit hat, den anderen wiederzufinden.

„Carrie, es reicht jetzt! Mum mag nicht mehr!“

Mum mochte nicht mehr, vor allem jedoch hatte Mum Angst. Ein drittes und viertes Mal überprüfte ich alle üblichen Verstecke, dann kontrollierte ich alle ungewöhnlichen: die Waschmaschinentrommel, den Kaminabzug, der seit Ewigkeiten verschlossen war. Ich schob den schweren Kühlschrank zur Seite, schaltete sogar die Hauptsicherung aus, um das Gehäuse im Zwischenboden öffnen zu können, in dem sich die Leitungen für die Klimaanlage befanden.

„CARRIE!“

Mein Schrei hallte in der gesamten Wohnung wider, bis die Scheiben vibrierten. Aber das Echo verlor sich, und es wurde wieder still. Draußen war die Sonne verschwunden. Es war kalt. Als würde der Winter ohne Vorwarnung erneut zuschlagen.

Einen Moment lang stand ich wie erstarrt, in Schweiß gebadet, Tränen liefen mir über die Wangen. Als ich wieder zur Besinnung kam, bemerkte ich einen von Carries Hausschuhen im Eingangsflur. Ich hob den kleinen Pantoffel aus hellrosa Velours auf. Es war der linke. Ich suchte den anderen Hausschuh, aber auch er schien verschwunden zu sein.

Da beschloss ich, die Polizei zu rufen.

### 3.

Der erste Polizist, der eintraf, war Detective Mark Rutelli vom 90th Polizeirevier, das für den Norden von Williamsburg zuständig war. Der Beamte war offensichtlich nicht mehr weit vom Ruhestand entfernt. Obgleich er müde aussah und dunkle Schatten unter den Augen hatte, begriff er die Dringlichkeit der Situation sofort und gab sich jede erdenkliche Mühe. Nach einer erneuten eingehenden Inspektion der Wohnung forderte er Verstärkung an, um das gesamte Gebäude zu durchsuchen, zog die Spurensicherung hinzu, schickte zwei Beamte los, um die Bewohner des Lancaster Buildings zu befragen, und sah sich persönlich zusammen mit dem Hausmeisterteam die Überwachungsvideos an.

Von Anfang an hatte ihn der fehlende Hausschuh dazu bewogen, einen „Entführungsalarm“ auszulösen, doch die State Police benötigte für eine solche Genehmigung konkrete Fakten.

Je mehr Zeit verstrich, desto größer wurde meine Angst. Ich war völlig verloren, unfähig, herauszufinden, wie ich mich nützlich machen könnte, und dennoch begierig darauf, es zu sein. Ich hinterließ meiner Verlegerin eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter: „Fantine, ich brauche deine Hilfe, Carrie ist verschwunden, die Polizei ist da, ich weiß nicht, was ich tun soll, ich bin krank vor Sorge, bitte rufe mich sofort zurück.“

Bald wurde der Himmel über Brooklyn dunkel. Carrie war nicht nur verschwunden, sondern die Ermittlungen der NYPD, der New Yorker Polizeibehörde, hatten bisher nicht die geringste Spur ergeben. Meine Tochter schien sich in Luft aufgelöst zu haben, von einem Erbkönig in die Dunkelheit davongetragen, der einen Augenblick meiner Unaufmerksamkeit genutzt hatte.

Um zwanzig Uhr traf Rutellis Vorgesetzte, Lieutenant Frances Richard, auf dem Vorplatz des Lancaster Buildings ein, wohin man auch mich geschickt hatte, während meine Wohnung und der Keller durchsucht wurden.

„Wir überwachen Ihren Telefonanschluss“, informierte sie mich. Sie schlug den Kragen ihrer Regenjacke hoch. Die Straße war abgeriegelt, und ein eisiger Wind fegte durch die Berry Street.

„Es ist nicht auszuschließen, dass der- oder diejenige Person, die ihre Tochter entführt hat, versucht, mit Ihnen Kontakt aufzunehmen, entweder, um ein Lösegeld zu fordern, oder aus einem anderen Grund. Im Moment müssen Sie jedoch mit uns aufs Kommissariat kommen.“

„Aus welchem Grund? Wie hätte sie entführt werden können Die Tür war ...“

„Genau das wollen wir herausfinden, Ma’am.“

Ich hob den Kopf zu der massigen Silhouette des Gebäudes, das sich gegen die Dunkelheit abzeichnete. Irgendetwas sagte mir, dass Carrie noch im Haus war und ich einen Fehler beging, wenn ich mich entfernte. In der Hoffnung auf Unterstützung suchte ich Rutellis Blick, aber er schlug sich auf die Seite seiner Vorgesetzten.

„Folgen Sie uns, Ma’am. Sie müssen uns noch einige Fragen detaillierter beantworten.“

## Kapitel 2

### 1.

Vor einem halben Jahr, am zwölften April 2010, wurde meine dreijährige Tochter Carrie Conway entführt, als wir beide in meiner Wohnung in Williamsburg Verstecken spielten.

Nachdem ich bei der Vernehmung auf dem Kommissariat ohnmächtig geworden war, kam ich in einem Zimmer des Brooklyn Hospital Center wieder zu mir, wo ich, bewacht von zwei Beamten des FBI, einige Stunden blieb. Die New Yorker Außenstelle der Behörde hatte die Ermittlungen übernommen. Einer der Beamten erklärte mir, ein Team sei dabei, meine Wohnung „auseinanderzunehmen“, und wenn Carrie noch dort sei, würde man sie auch finden. Ich musste eine zweite Vernehmung über mich ergehen lassen, bei der ich mich wieder von dem Kugelhagel ihrer Fragen angegriffen fühlte, so als sei ich das Problem. Als hätte *ich* die Antwort auf dieses Rätsel: Was war mit Carrie passiert?

Sobald ich mich kräftig genug fühlte, bestand ich darauf, das Krankenhaus zu verlassen, und fand bei meiner Verlegerin Fantine de Vilatte Unterschlupf. Dort blieb ich eine Woche lang und wartete darauf, dass man mich ins Lancaster Building zurückkehren ließ.

### 2.

Seither sind die Ermittlungen keinen Schritt vorangekommen.

Monat für Monat verbringe ich meine Tage in einem Medikamentennebel. Verzweifelt warte ich darauf, dass etwas geschieht: ein Hinweis gefunden oder ein Verdächtiger verhaftet wird, eine Lösegeldforderung eingeht. Ja, ich warte sogar darauf, dass ein Polizist zu mir kommt, um mir zu sagen, dass die Leiche meiner Tochter gefunden worden ist. Alles wäre besser als dieses hoffnungslose Ausharren. Alles wäre besser als diese Leere.

Vor dem Lancaster Building befinden sich zu jeder Tages- und Nachtzeit eine Kamera, ein Fotograf, ein oder mehrere Journalisten, die mir ihre Mikros entgegenstrecken. Die Meute ist nicht mehr so groß wie in der ersten Zeit, als sie sich zu Dutzenden die Beine in den Bauch standen, aber es sind noch immer genug, um mich davon abzuhalten, das Haus zu verlassen.

Was sie die „Affäre Carrie Conway“ nennen, ist zu einer Story geworden, die „Amerika leidenschaftlich bewegt“, so die Formulierung, mit der die Nachrichtensender ihr Publikum bombardieren.

Sie schreckten dabei vor nichts zurück: „Das neue Geheimnis des gelben Zimmers“, „Eine Tragödie wie gemacht für Hitchcock“, „Agatha Christie, Version 2.0“, ganz zu schweigen von den Verweisen auf Stephen King wegen des Vornamens meiner Tochter oder den verrückten Theorien, von denen es auf Reddit wimmelt.

Von einem Tag auf den anderen machten sich Leute, die noch nie etwas von mir gehört, nie eines meiner Bücher gelesen, ja sogar noch nie auch nur irgendein Buch gelesen hatten, daran, kryptische Sätze aus meinen früheren Romanen auszugraben, sie zu verdrehen und lächerliche Hypothesen daraus abzuleiten. Mein Leben und das der Menschen, mit denen ich irgendwann einmal zu tun hatte, wurde von diesen Aasgeiern, auf der Suche nach belastenden Elementen, genauestens unter die Lupe genommen. Denn ich habe sehr wohl begriffen, dass die Schlussfolgerung zwangsläufig immer dieselbe ist: Ich bin schuld am Verschwinden meiner Tochter.

Und dieses Medienecho ist das schlimmste Urteil überhaupt. Es liefert keinerlei Beweise, Reflexionen oder Nuancen. Es geht nicht um Wahrheit, sondern nur um das Spektakel. Nichts wird analysiert, alles bleibt an oberflächlich und nährt sich von verführerischen Bildern, der Faulheit der Presse und ihren abgestumpften Lesern, die dem Diktat der Klicks verfallen sind. Das Verschwinden meiner Tochter, das Drama, das mich zerstört, ist für sie lediglich Unterhaltung, eine Show, Gegenstand dummer Sprüche und Witze. Um ehrlich zu sein, ist ein solches Vorgehen nicht allein qualitativ minderwertigen oder populären Informationsträgern vorbehalten. Auch vorgeblich seriöse Medien geben sich ihm nach Herzenslust hin. Sie suhlen sich ebenso gern wie die anderen mit den Schweinen im Dreck, nur stehen sie nicht dazu und verschleiern ihren Voyeurismus ohne jedes Schamgefühl mit angeblichen „Investigationen“. Mit diesem Zauberwort rechtfertigen sie ihre morbide Faszination und ihre sogenannten Recherchen.

Ihre Nachstellungen machen mich zu einer Gefangenen, die sich den ganzen Tag in ihrem Glaswürfel im sechsten Stock verkriechen muss. Fantine hat mir mehrmals

vorgeschlagen, ich solle zu ihr ziehen, aber ich sage mir immer, sollte Carrie zurückkommen, dann *nach Hause*, in unsere Wohnung.

Meine einzige Ausflucht ist die Dachterrasse des Hauses: ein ehemaliger Badmintonplatz, von Bambusmatten umgeben, der einen Rundumblick auf die Skyline von Manhattan und Brooklyn bietet. Die Stadt wirkt zugleich fern und doch auch nahe mit ihren kleinen Details: den Gullys, aus denen Dampfwolken aufsteigen, den wechselnden Reflexionen im Glas der Gebäude, den gusseisernen Feuerleitern, die sich an die Fassaden aus rotem Sandstein klammern.

Ich steige mehrmals täglich hinauf, um freier atmen zu können. Gelegentlich klettere ich sogar noch höher, dafür benutze ich die alte Metalleiter, über die man den Wasserspeicher erreicht, der das Lancaster Building versorgt. Von hier aus ist der Blick schwindelerregend. Himmel und Abgrund wetteifern um Aufmerksamkeit. Und wenn ich den Blick nach unten richte, überkommt mich die Versuchung, zu springen. Was mich auch daran erinnert, dass ich noch nie in meinem Leben fähig war, die geringste familiäre oder freundschaftliche Bindung zu knüpfen.

Carrie war meine einzige Verbindung zur Welt. Wenn man sie nicht findet, weiß ich, dass ich mich eines Tages in die Tiefe stürzen werde. So steht es irgendwo im Buch der Zeit geschrieben. Und deshalb steige ich immer wieder auf den Wasserspeicher, um herauszufinden, ob der Tag schon gekommen ist. Bisher hat mich das Band der Hoffnung noch stets zurückgehalten, aber Carries Abwesenheit will nicht enden, und ich fürchte, ich werde nicht mehr lange durchhalten. Die extremsten Gedanken wohnen in meinem Kopf. Keine Nacht, in der ich nicht aus dem Schlaf hochschrecke, schweißgebadet nach Luft ringe, und in der mein Herz nicht zu zerspringen droht. In meiner Erinnerung beginnen die Bilder von Carrie zu verblassen. Ich spüre, dass sie mir entgleitet. Ich sehe ihr Gesicht nicht mehr so klar, erinnere mich nicht mehr genau an ihre Mimik, an die Intensität ihres Blicks, an den Klang ihrer Stimme. Warum? Durch den Alkohol? Die angstlösenden Medikamente? Die Antidepressiva? Egal. Es ist, als würde ich sie gerade zum zweiten Mal verlieren.

Seltsamerweise ist der Einzige, der sich um mich sorgt, Mark Rutelli. Der Polizist, vor drei Monaten in den Ruhestand gegangen, kommt seither mindestens ein Mal pro Woche bei

mir vorbei, um mich über seine Parallelermittlungen auf dem Laufenden zu halten, die derzeit an einem toten Punkt angelangt sind.

Und dann gibt es noch meine Verlegerin, Fantine.

### 3.

„Ich bestehe darauf, Flora: Du musst von hier weg.“

Es ist nachmittags, sechzehn Uhr. Fantine de Vilatte sitzt mit einer Tasse Tee in der Hand auf einem der Barhocker in meiner Küche und versucht zum x-ten Mal, mich zu einem Umzug zu bewegen.

„Du wirst nur woanders wieder zu dir finden.“

Sie trägt ein Wickelkleid mit Blumenmuster, eine schwarze Lederjacke und fahlgelbe Stiefel mit Absätzen. Ihr rotbraunes Haar, von einer breiten, mit Perlen verzierten Spange zum Knoten frisiert, schimmert im Herbstlicht.

Je länger ich sie betrachte, desto mehr habe ich den Eindruck, mich im Spiegel zu sehen. Innerhalb weniger Jahre hat der Erfolg ihres Verlags Fantine verändert. Sie, die früher so reserviert und unscheinbar war, hat an Selbstsicherheit und Ausstrahlung gewonnen. Bei Unterhaltungen spricht sie heute mehr, als dass sie zuhört, und erträgt es immer weniger, wenn man sich nicht ihrem Willen beugt. Durch kleine Veränderungen ist sie zu einer anderen Ausgabe von mir geworden. Sie kleidet sich wie ich, hat ahmt meine Gestik nach, hat sich meine Scherze, meine Ausdrücke und die Art, wie ich mir eine Haarsträhne hinters Ohr streiche, zu eigen gemacht. Sie hat sich auf die rechte Halsseite eine unauffällige Möbiusschleife tätowieren lassen, an die gleiche Stelle, an der auch ich mein Tattoo trage. Je mehr ich verkümmere, desto mehr blüht sie auf, je mehr ich untergehe, desto mehr erstrahlt sie.

Das erste Mal begegnet ich Fantine vor sieben Jahren in Paris, im Garten der Residenz des *Hôtel Salomon de Rothschild*, wo der neue Roman eines Stars der amerikanischen Literaturszene gefeiert wurde.

Ich hatte New York für ein paar Monate verlassen, um durch Europa zu tingeln, und finanzierte meine Reise durch kleine Aushilfsjobs. An diesem Abend servierte ich den Gästen Champagner. Fantine war damals die Assistentin der Assistentin der Leiterin eines großen

Verlagshauses. Anders gesagt, Fantine war ein Niemand, sie war durchsichtig, die Leute rempelten sie an, ohne sie zu sehen. Eine Miss Zellophan, die sich dafür entschuldigte, dass es sie gab, und die nicht wusste, was sie mit ihrem Körper tun, wohin sie ihren Blick richten sollte.

Der einzige Mensch, der sie wahrnahm, war ich. Weil ich die geborene Romanschriftstellerin bin. Weil es vielleicht mein einziges Talent ist, auf jeden Fall das, was ich besser kann als andere: Bei den Menschen etwas zu erspüren, das sie selbst von sich noch nicht wissen. Da sie englisch sprach, hatten wir ein paar Worte miteinander gewechselt. Mir war bei ihr ein Widerspruch aufgefallen: Abscheu vor dem Milieu, in dem sie sich bewegte, und Wut, trotz allem dazugehören. Und ich erkannte, dass auch sie in mir etwas gesehen hatte, sodass ich mich in ihrer Gesellschaft wohlfühlte. Etwas, das ausreichte, um ihr zu erzählen, dass ich gerade dabei war, einen Roman abzuschließen. Eine vielschichtige Handlung mit dem Titel *The Girl in the Labyrinth*, in der es um das Leben mehrerer New Yorker ging, die sich am zehnten September 2001 zufällig in einer Bar an der Bowery begegnen.

„Labyrinth heißt die Bar“, erklärte ich ihr.

„Versprechen Sie mir, dass ich die Erste sein werde, der Sie Ihren Roman schicken!“

Einige Wochen später sandte ich ihr per Mail das Manuskript zu, das ich nach meiner Rückkehr fertiggestellt hatte. Zehn Tage lang hörte ich nichts von ihr, bekam auch keine Empfangsbestätigung. Dann läutete Fantine eines Nachmittags im September an meiner Wohnungstür. Damals wohnte ich in einem winzigen Appartement in Hell's Kitchen. In einem baufälligen Haus an der 11th Avenue, jedoch mit einer großartigen Aussicht auf den Hudson und die Küsten von New Jersey. Ich sehe noch immer, wie Fantine in ihrem dicken Gummi-Regenmantel, ihrer braven Jungmädchen-Brille und ihrem Bankiers-Aktenkoffer vor mir steht. Ohne Umschweife sagte sie mir, *The Girl in the Labyrinth* habe ihr großartig gefallen und sie wolle den Roman herausbringen, allerdings nicht bei dem Verlag, für den sie arbeitete. Sie hatte vor, ihren *eigenen* Verlag zu gründen, der genau zugeschnitten war auf das Erscheinen meines Romans. Als ich meine Skepsis äußerte, zog sie einen Schnellhefter aus ihrem Aktenkoffer, der einen Kreditantrag enthielt, den die Bank gerade genehmigt hatte. „Ich verfüge über die finanziellen Mittel, um mein Unternehmen zu starten, Flora. Dein Text hat mir die Kraft dazu gegeben.“ Dann fügte sie mit leuchtenden Augen hinzu: „Wenn du mir vertraust, werde ich bis zum letzten Atemzug für dein Buch kämpfen.“ Da ich den Eindruck

hatte, eins zu sein mit meinem Buch, verstand ich den Satz „Ich werde bis zum letzten Atemzug für DICH kämpfen“. Es war das erste Mal, dass jemand mir das sagte. Ich glaubte an ihre Aufrichtigkeit und trat ihr die weltweiten Rechte an meinem Roman ab.

Fantine hielt Wort und kämpfte mit Leib und Seele für mein Buch. Knapp einen Monat später wurden auf der Frankfurter Buchmesse die Rechte für *The Girl in the Labyrinth* an über zwanzig Länder verkauft. In den Vereinigten Staaten erschien der Roman im Knopf-Verlag mit einem Klappentext von Mario Vargas Llosa, in dem er versicherte, der Roman sei „aus demselben Holz geschnitzt“ wie sein Meisterwerk *Gespräch in der „Kathedrale“*. Die Star-Kritikerin des Literaturteils der *New York Times*, die gefürchtete Michiko Kakutani, urteilte, der Roman sei getragen von „einem rauhen und gewagten Schreibstil“, in Szene gesetzt würden darin „Lebensfragmente, die das berührende Porträt einer zu Ende gehenden Welt zeichnen“.

Die Maschinerie begann auf Hochtouren zu laufen. Alle Welt las *The Girl in the Labyrinth*. Nicht unbedingt aus den richtigen Gründen und häufig, ohne den Sinn des Buches überhaupt zu begreifen. Ein dem Erfolg innewohnender Mechanismus.

Als weiteren Geniestreich nutzte Fantine meine geringe Medienpräsenz. Anstatt sich über meine Weigerung, öffentlich aufzutreten, zu beklagen, vermarktete sie diese Einstellung und verbreitete nur ein einziges Foto von mir – eine etwas geheimnisvoll wirkende Schwarz-Weiß-Aufnahme, auf der ich Ähnlichkeit mit Veronica Lake hatte. Ich gab Journalisten, die ich niemals persönlich traf, Interviews per Mail, signierte weder meine Bücher in Buchhandlungen, noch hielt ich Lesungen in Unis und Bibliotheken. Zu einer Zeit, in der viele Schriftsteller begannen, ihr Privatleben auszubreiten oder sich in sozialen Netzwerken in endlosen Debatten zu verlieren, hob mich diese mediale Askese von den anderen ab. In allen Artikeln wurde ich als die „äußerst publikumsscheue“ oder „sehr geheimnisvolle“ Flora Conway vorgestellt. Und das gefiel mir.

Ich schrieb einen zweiten Roman, dann einen dritten, der mir einen Literaturpreis eintrug. Dank dieses Erfolges erlangte der in Paris ansässige Verlag Fantine de Vilatte internationales Ansehen. Fantine veröffentlichte auch andere Autoren. Einige versuchten, so zu schreiben wie Flora Conway, und andere, dies vor allem zu vermeiden, aber alle positionierten sich letztlich *im Vergleich* zu mir. Und auch dies gefiel mir. In Saint-Germain-des-Prés erfreute sich „Fantine“ größter Beliebtheit. Fantine, die „anspruchsvolle Literatur“

herausgab, Fantine, die sich für die kleinen Buchhandlungen einsetzte, Fantine, die für ihre Autoren kämpfte. Fantine, Fantine, Fantine ...

Dies ist das große Missverständnis zwischen uns: Fantine glaubt wirklich, sie habe mich „entdeckt“. Es kommt sogar vor, dass sie von „unseren Büchern“ spricht, wenn sie *meine* Romane erwähnt. Ich kann mir vorstellen, dass man früher oder später immer mit seinen Verlegern an diesen Punkt kommt. Aber seien wir ehrlich, wer hat Fantines Wohnung in Saint-Germain-des-Prés bezahlt, ihr Landhaus in Cape Cod, die Miete für ihre Wohnung in Soho?

Als ich mit Carrie schwanger war, erschien mir zum ersten Mal das Leben interessanter als das Schreiben. Dieser Eindruck hielt nach ihrer Geburt an. Von nun an vereinnahmte mich das „wahre Leben“ stärker, denn ich hatte darin eine aktive Rolle zu spielen. Ich musste die Realität nicht mehr so sehr fliehen.

Als Carrie ihren ersten Geburtstag feierte, teilte mir Fantine ihre Sorge über die Fortschritte an meinem nächsten Buch mit. Ich sagte ihr nicht, dass ich nicht vorhatte, nie mehr zu schreiben, gab ihr aber sehr wohl zu verstehen, dass ich eine sehr lange Pause machen würde.

„Du wirst doch dein Talent nicht wegen einer Göre brachliegen lassen!“, empörte sie sich.

Ich antwortete ihr, meine Entscheidung sei unumstößlich. Die Prioritäten in meinem Leben hätten sich geändert, und ich würde meine Energie nun lieber für meine Tochter einsetzen als für meine Bücher.

Und das ertrug Fantine nicht.

#### **4.**

„Um aus diesem schwarzen Loch herauszukommen, musst du wieder anfangen zu schreiben.“

Fantine stellt ihre Teetasse auf dem Tisch ab und strafft ihre Schultern, bevor sie ihre Worte begründet.

„Du trägst noch drei oder vier bedeutende Bücher in dir. Es ist meine Aufgabe, dir dabei zu helfen, sie herauszubringen.“

Mein Leid ignorierend, hat sie schon längst einen Schlussstrich unter Carries Verschwinden gezogen und bemüht sich nicht einmal, Mitgefühl zu heucheln.

„Aber wie soll ich denn je wieder schreiben können? Ich bin eine einzige klaffende Wunde. Jeden Morgen wache ich mit dem Verlangen auf, meinem Leben ein Ende zu setzen.“

Ich flüchte ins Wohnzimmer, aber sie folgt mir.

„Genau darüber musst du schreiben. Es gibt viele Künstler, die ein Kind verloren haben, was sie nicht daran gehindert hat, weiterhin kreativ zu sein.“

Fantine versteht es einfach nicht. Ein Kind zu verlieren, das ist nicht die Art von Kummer, den man sich wie eine Prüfung vorstellen kann, aus der man gestärkt hervorgeht, nachdem man ihn überwunden hat. Es ist ein Schmerz, der einen zerbricht und niedergestreckt auf dem Schlachtfeld zurücklässt, ohne Hoffnung, die Wunde könnte eines Tages heilen. Aber ich weiß, dass sie das nicht hören will, und ziehe daher den Versuch vor, ihre Argumente vom Tisch zu wischen.

„Du hast kein Kind, also hast du auch kein Recht, dich dazu zu äußern.“

„Genau das sage ich doch: Mich interessiert, was du dazu zu sagen hast, nicht meine Meinung. In sehr unterschiedlichen Genres wurden unter dem Einfluss des Schmerzes Meisterwerke geschrieben.“

Ihre Silhouette zeichnet sich im Gegenlicht vor der Glaswand ab, als sie mit einer Aufzählung beginnt: „Victor Hugo hat das Gedicht *Morgen, schon ...* kurz nach dem Tod seiner Tochter geschrieben, Marguerite Duras' Roman *Der Schmerz* ist Teil ihrer Tagebücher, die sie während des Krieges verfasst hatte. William Styron hat *Sturz in die Nacht* geschrieben, nachdem er eine fünfjährige Depression überwunden hatte, was ...“

„Hör auf!“

„Das Schreiben war dein Rettungsanker“, argumentiert sie. „Ohne deine Bücher würdest du noch immer deinen Säufern Getränke servieren, im *Labyrinth* oder anderswo. Du wärst noch dieselbe Frau wie damals, als du mich aufgesucht hast: ein verlorenes, hilfloses Mädchen, ein Punk aus der Gosse ...“

„Schreib bitte die Geschichte nicht neu, *du* hast mich aufgesucht!“

Ich kenne ihre Methode: Mir Stiche zu versetzen, damit sich in mir etwas bewegt. Das mag eine Zeit lang funktioniert haben, doch jetzt nicht mehr.

„Flora, hör mir zu. Du bist da, wo du immer sein wolltest. Erinner dich daran, wie du im Alter von vierzehn Jahren in der Stadtbibliothek von Cardiff die Bücher von George Eliot

oder Katherine Mansfield gelesen hast. Du träumtest davon, die zu sein, zu der du nun geworden bist: Die geheimnisvolle Romanautorin Flora Conway, deren nächstes Buch von Lesern in aller Welt sehnsüchtig erwartet wird.“

Von ihrer Ansprache erschöpft, lasse ich mich aufs Sofa fallen. Fantine steht vor dem Bücherregal und scheint etwas zu suchen. Schließlich findet sie es: Ein altes Exemplar von *The New Yorker*, in dem eines meiner Interviews abgedruckt ist.

„Während dieses Gesprächs hast du selbst es mehrfach wiederholt: ‚Die Fiktion erlaubt es, das Unglück auf Abstand zu halten. Hätte ich mir meine Welt nicht komplett selbst erschaffen, wäre ich sicherlich in der Welt der anderen umgekommen.‘“

„Den Satz muss ich aus den Tagebüchern von Anaïs Nin geklaut haben.“

„Wen kümmert’s. Ob du es willst oder nicht, du wirst schließlich wieder mit dem Schreiben anfangen. Weil du ohne das Schreiben nicht leben kannst. Bald wirst du dein kleines Ritual erneut aufnehmen: Alle Vorhänge zuziehen, die Klimaanlage so hoch einstellen, dass das Zimmer in einen Kühlschrank verwandelt wird. Du wirst deine uralten Jazz-Schallplatten auflegen, wieder anfangen zu rauchen wie ein Schlot und ...“

„Nein.“

„Aber so funktioniert das nicht, Flora. Es sind die Bücher, die entscheiden, dass du sie schreibst, nicht umgekehrt.“

Manchmal habe ich den Eindruck, Fantine gibt es gar nicht wirklich. Dass sie nur eine Stimme in meinem Kopf ist. Mal Jiminy Grille aus dem Pinocchio-Film von Walt Disney, mal Misses Hyde, ein Wirbel provozierender oder widersprüchlicher Gedanken.

Da ich nicht reagiere, versucht sie es mit einem neuen Angriff: „Schmerz ist der beste Treibstoff des Schriftstellers. Vielleicht wirst du dir eines Tages sogar sagen, dass Carries Verschwinden eine Chance war.“

Ich gehe nicht darauf ein. Ich falle mehr und mehr in mich zusammen, bin nicht einmal mehr in der Lage, Wut zu empfinden. Alles, was ich noch zu sagen imstande bin, ist: „Ich möchte, dass du gehst.“

„Ich werde gehen, aber zuerst habe ich noch eine Überraschung für dich.“

Sie zieht aus ihrer großen Ledertasche eine Schachtel heraus.

„Die kannst du behalten. Ich mag deine Überraschungen nicht.“

Meine Worte ignorierend, legt sie das Geschenk auf den Wohnzimmertisch.

„Was ist das?“

„Die Lösung“, antwortet sie, bevor sie das Zimmer verlässt und die Tür hinter sich zuschlägt.

## Kapitel 3

### Das sechsunddreißigste Untergeschoss

#### 1.

Mein aktuelles Problem war, dass Fantines Gerede über Zigaretten bei mir den dringenden Wunsch ausgelöst hatte, eine zu rauchen. In der Küche fand ich die angebrochene Schachtel, die ich für ebensolche Situationen oben auf dem Schrank versteckt hatte.

Ich zündete mir eine an, nahm ängstlich drei Züge und ging dann zum Tisch, um Fantines „Geschenk“ – ich vermutete eine Hinterlist – in Augenschein zu nehmen. Es handelte sich um eine quadratische Holzschachtel von etwa zehn Zentimeter Höhe. Auf der glänzenden, leicht gesprenkelten Oberfläche schimmerten verschlungene rötliche Reflexe, die an eine Schlangenhaut erinnerten. Ich erriet den Inhalt, noch ehe ich sie geöffnet hatte: ein teurer Füllfederhalter. Fantine hatte eine romantische Vorstellung vom Schreiben. Sie glaubte offenbar wirklich, ich würde meine Gedanken mit Caran-d’Arche-Stiften in Moleskinbüchern niederschreiben, die ich auf der Christopher Street gekauft hatte. Sie schenkte mir oft sündhaft teure Schreibgeräte, um das Erscheinen eines neuen Romans oder einer Übersetzung zu feiern.

*Nein, meine Liebe, so funktioniert das nicht.*

Bevor ich einen neuen Roman begann, machte ich mir zwar auf Hunderten von Seiten Notizen, doch dazu benutzte ich einen einfachen Bic-Cristal-Kugelschreiber und einen karierten Block, den ich für neunundneunzig Cent in dem kleinen Supermarkt an der Ecke erstand. Autoren, die mit einem imposanten Montblanc-Füller schreiben, gibt es nur im Film oder in der Werbung.

Ich öffnete die Schachtel. Sie enthielt einen Vintage-Füllfederhalter und ein Fläschchen mit Tinte. Es war ein sehr schönes Modell von Dunhill Namiki, das vermutlich aus den 1930er Jahren stammte – eine goldene Feder und ein schwarz lackierter Corpus, verziert mit japanischen Motiven in Perlmutt und Blattgold und Eierschale. Um den unteren Teil, kurz vor der Feder, zogen sich wellenförmige Arabesken, die in der Nähe des Tintentanks durch die verschlungenen Zweige eines

blühenden Kirschbaums ersetzt wurden. Die berühmte *Sakura*, Symbol für die Vergänglichkeit unseres Lebens.

Ich nahm den Stift aus der Schachtel. Ein schönes Objekt – ja eigentlich sogar ein Kunstwerk –, aber total retro. Ich konnte mir gut vorstellen, dass Zelda Fitzgerald oder Colette mit einem solchen Stift geschrieben hatten, während sie nebenbei Schokolade naschten oder, was wahrscheinlicher war, Gin oder Wodka tranken. Am Schaft des Füllers befand sich ein Hebel aus Perlmutter. Ich betätigte ihn und tauchte die Feder in das Fläschchen, um den Tank zu befüllen. Die Tinte hatte eine kupferfarbene Tönung und eine dickflüssige Konsistenz.

Ich ging mit dem Füllfederhalter zum Küchentisch. Kurz versuchte ich, mir einzureden, dass ich mir einen Tee machen würde, doch ich wusste genau, dass ich letztlich eine der Meursault-Flaschen öffnen würde, die im Weinschrank lagen. Ich schenkte mir ein Glas ein, genoss den Wein in kleinen Schlucken und suchte dabei nach dem Schulheft, in dem ich vor langer Zeit begonnen hatte, Kochrezepte zu notieren. Ich fand es beim Zubehör des Backofens. Als ich es durchblätterte, stellte ich fest, dass meine kulinarischen Fähigkeiten sich auf Crêpes Suzette und Gratin Dauphinois beschränkten. Ich schraubte die Hülle des Füllers ab und setzte meine Unterschrift auf ein leeres Blatt, um die Feder zu testen. Sie glitt geschmeidig über das Papier. Der Schriftverlauf war fließend, der Tintenfluss weder zu langsam noch zu schnell.

## 2.

„Ich verabscheue Literatur als Trost“, versicherte ich gern in meinen Interviews. Und oft fügte ich hinzu: „Ich war nie der Ansicht, dass es die Aufgabe der Literatur ist, die Welt zu korrigieren oder zu verbessern. Ich schreibe ehrlich gesagt nicht, damit sich meine Leser nach der Lektüre besser fühlen.“

Ich sagte das, weil man es von mir erwartete. Oder besser gesagt, man erwartete es von der Person Flora Conway, die ich gemeinsam mit Fantine erschaffen hatte. Man erwartete es von einer vermeintlich ernsthaften Schriftstellerin, die das Ideal des ästhetischen und intellektuellen Schreibens verteidigen musste und deren einziges Ziel die Form war. Eine Schriftstellerin, die sich mit einem Ausspruch von Oscar Wilde schmückte: „Bücher sind gut geschrieben oder schlecht geschrieben, weiter nichts.“

Doch in Wirklichkeit glaubte ich kein einziges Wort von dem, was ich da erzählte. Im Gegenteil, ich war stets der Überzeugung gewesen, dass die große Macht der Fiktion darin besteht,

uns die Realität vergessen zu lassen oder die Wunden zu heilen, die uns die Gewalttätigkeit um uns herum zugefügt hat. Ich betrachtete den Dunhill Namiki. Lange war ich felsenfest davon überzeugt, ein Stift sei ein Zauberstab. Wirklich. Ganz ohne jede Naivität. Denn bei mir funktionierte das. Die Worte waren für mich wie Lego-Bausteine. Indem ich sie zusammenfügte, erschuf ich geduldig eine alternative Welt. Sobald ich an meinem Schreibtisch saß, war ich die Königin eines anderen Universums, das mehr oder minder meinem Willen unterworfen war. Ich bestimmte über Leben und Tod meiner Figuren. Ich konnte die Idioten umbringen, den Verdienstvollsten meine Gnade erweisen, Urteile je nach Lust und Laune fällen, ohne mich rechtfertigen zu müssen. Ich hatte drei Romane veröffentlicht, doch ich ging mit einem Dutzend weiterer Projekte schwanger. Und diese Anzahl bildete eine fiktive Welt, in der ich fast ebenso viel Zeit verbrachte wie in der Realität.

Doch nun war mir diese Welt verschlossen, mein Zauberstab ein Accessoire ohne jede Magie und machtlos gegen die Abwesenheit einer kleinen Dreijährigen. Die Realität hatte sich auf schmerzhaft Weise ihr Recht zurückerobert und ließ mich jetzt für meine Befreiungsversuche teuer bezahlen.

Ich schenkte mir ein weiteres Glas ein und dann noch eins. Alkohol und Angstlöser – der beste Cocktail, um den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Müdigkeit und Verzweiflung hüllten mich in ihre Finsternis ein. *Vielleicht wirst du dir eines Tages sogar sagen, dass Carries Verschwinden eine Chance war.* Fantines obszöne und schockierende Worte hallten in meinem Kopf wider. Jetzt, da ich allein war, versuchte ich nicht mehr, meine Tränen zurückzuhalten. Das Gespräch hatte Spuren hinterlassen. Wie konnte Fantine es wagen, zu glauben, ich sei mir nichts dir nichts wieder in der Lage zu arbeiten? Schreiben verlangt eine unvergleichliche Energie. Es ist physische und mentale Schwerstarbeit. Doch mein Schiff war im Sinken begriffen. Einen Roman zu verfassen, das bedeutet, in die Tiefen meiner selbst hinabzutauchen. An einen dunklen Ort, den ich als sechsendreißigstes Untergeschoss bezeichne. Denn dort befinden sich die kühnsten Ideen und Geistesblitze, die Seele der Protagonisten, der kreative Funke. Doch das sechsendreißigste Untergeschoss ist ein feindseliges Territorium. Um seinen Hütern entgegenzutreten und unbeschadet von einer solchen Reise zurückzukehren, benötigt man Mittel, über die ich nicht mehr verfügte. Ich war nur noch von einem grenzenlosen Schmerz erfüllt, der von morgens bis abends in meinen Adern brannte. Ich konnte nicht schreiben, ich wollte nicht schreiben. Ich wollte nur noch eins: meine Tochter wiedersehen. Sogar, wenn es das letzte Mal wäre.

Und genau das schrieb ich mit dem Füllfederhalter wie ein Mantra in das kleine Rezeptheft:

*Ich will Carrie wiedersehen.*

*Ich will Carrie wiedersehen.*

*Ich will Carrie wiedersehen.*

Ein letztes Glas Meursault. An diesem Abend fühlte ich mich noch hilfloser als an anderen Abenden. Am Rande des Wahnsinns oder des Selbstmords. Dennoch versuchte ich, in mein Schlafzimmer zu wanken, brach aber schließlich, wie niedergestreckt, auf dem Küchenboden zusammen.

Ich schloss die Augen, und die Nacht verschlang mich in ihrem Strudel. Ich trieb über einen grauen Himmel. Dunkle Wolken zerfaserten um mich herum. Dann tauchte im Nebel die Tür eines Aufzugs auf, in dem es nur einen einzigen Knopf gab. Nur eine Etage: das sechsunddreißigste Untergeschoss.

### 3.

Und plötzlich war Carrie da. Lebendig.

Es war ein sonniger Wintertag auf dem Spielplatz des McCarren-Parks ganz in der Nähe ihrer Vorschule.

„Pass auf, Mum, jetzt!“, rief sie mir von der Plattform der Rutschbahn aus zu, ehe sie hinunterglitt.

Ich fing sie in meinen Armen auf, und mein Magen krampfte sich zusammen. Ich spürte ihr Haar und die Wärme ihres Halses. Ich berauschte mich an ihrem Geruch und ihrem hellen Lachen, als ich sie küsste.

„Möchtest du ein Eis?“

„Es ist zu kalt, lieber einen Hotdog!“

„Wenn du willst.“

„Los, komm, wir gehen“, rief sie aufgeregt.

Es war schwierig, diese Szene zeitlich genau zuzuordnen, aber auf dem Rasen vor der Church of Transfiguration lagen noch Schneereste. Es musste im letzten Januar oder Februar gewesen sein. Ich folgte Carrie zum Hotdog-Stand und bestellte das kleine Brötchen, das sie genüsslich verspeiste,

wobei sie sich zum Rhythmus eines alten Reggae-Songs wiegte, der aus dem Ghettoblaster einer auf den Betonstufen sitzenden Skatergruppe dröhnte. Ich sah zu, wie sie in ihrem Schottenröckchen, der anthrazitfarbenen Strumpfhose, dem marineblauen Mäntelchen und der peruanischen Mütze tanzte. Und ich entdeckte ihre Fröhlichkeit wieder, ihre Energie, die ansteckende Lebensfreude, die mein Dasein verändert hatte, und ließ mich von ihr in den Strudel des Lebens ziehen.